

Gerichts



Beitrag

Das Gesetz unsere Waffe,
Gerechtigkeit unser Ziel.

Zeitschrift

für
Criminal-, Polizei- und Civil-Gerichtspflege
des In- und Auslandes.

verbunden mit politischer Rundschau und einem Anzeiger.

Erscheint wöchentlich dreimal:
Dienstag, Donnerstag, Sonnabend (Morgens).

Verantwortlicher Redakteur:
B. Hesse in Berlin.

Donnerstag, den 25. Januar.

Abonnement: In Preußen vierteljährlich . . . 22 1/2 Sgr.
Im deutschen Postverein . . . 26 " "
In Berlin auch monatlich . . . 7 1/2 " "
incl. Porto resp. Bringerlohn.

Inserate:
die viergespaltene Petitzeile 2 1/2 Sgr.

Verlag und Expedition:
Gustav Behrend, Linden-Straße 81.

Fünfte Deputation.

Die Berliner Mieter sind bekanntlich sehr sibel dran im Betreff der Räumlichkeiten, welche ihnen zur Aufbewahrung ihres Brenn-Materials von den Hauswirthen angewiesen werden. Kleine Latten-Verschläge, auf das größtmögliche Minimum des dringendsten erforderlichen Platzes beschränkt und auf den Böden oder in den Kellern besetzt, müssen die Stelle von Holz- und Torfschuppen vertreten, wie man sie in kleineren Städten findet. Der Umfang und die große Ausdehnung der Berliner Häuser bringt es mit sich, daß den Mietern die Aufsicht und Controlle über jene Räumlichkeiten fast ganz entzogen ist, und da es mehr oder weniger in jedem größeren Hause Leute giebt, die sich in Hinsicht des Brenn-Materials zu communisistischen Ansichten bekennen, so ist nichts natürlicher, als daß allenthalben über Diebstähle geklagt wird, die an Holz und Torf verübt werden und die schwerer als andere zu verhindern sind, weil selten Jemand Lust hat, auf den zugigen Böden und in den feuchten, düstern Kellern sich lange auf die Kauer zu legen, um die Diebe abzufassen. Die Praxis hat schon vielfach gelehrt, daß die Holz- und Torf-diebe nur in sehr seltenen Fällen unter den Leuten von Fach, d. h. unter den gewerbmäßigen Spielbuben, zu suchen sind; in den meisten Fällen sind es vielmehr Leute, die man für ganz respectable hält, denen ohne Zweifel auch jede andere Dieberei ein Grauel ist und die eben nur in Beziehung auf Holz und Torf ein weiches Gewissen haben. Es wäre eine interessante Aufgabe für Psychologen, für diesen Widerspruch eine genügende Aufklärung zu finden. Gestern ward wieder ein Fall verhandelt, der jene Erfahrung aufs Neue bestätigte. Auf der Anlagebank erschien eine Frau, deren äußere Erscheinung, Haltung und Sprache nicht nur Anstand, sondern auch Bildung bekundeten. Diese bisher gänzlich unbescholtene Frau, verheiratete Photograph Spörry, ist eines Diebstahls beschuldigt, den sie gegen eine Hausgenossin, eine in der Kanonenstraße wohnhafte Frau Haase, an deren Holz-vorräthen verübt haben soll. Nachdem das Dienstmädchen der Letzteren, unverschämte Braut, schon oft Defecte am Holze ihrer Herrin bemerkt hatte, betraf sie die Frau Spörry eines Tages auf dem betreffenden Bodenraum, als dieselbe eben eine Quantität Holz auf dem Arme trug, welches, wie sie ergab, genau von der Sorte des Haase'schen war. Diese Entdeckung des Dienstmädchens hatte für die Frau Spörry um so fatalere Folgen, als sich in dem Schlosse, mittelst dessen der Haase'sche Bodenraum verwahrt ist, ein zu demselben nicht gehöriger Schlüssel vorfand, durch den es geöffnet war. Solche Schlüssel werden nun aber im Strafgesetze den Diebstählen oder Nachschlüssel gleich gehalten und Diebstähle, welche unter Anwendung derselben verübt werden, gehören in die Kategorie der schweren, mit Zuchthaus bedrohten Diebstähle. Die Spörry ist in Folge dessen auch des schweren Diebstahls angeklagt worden. Im Audienz-Termin leugnete sie zwar die That und suchte ihre Anwesenheit auf dem Boden aus anderen Ursachen zu erklären; die ermittelten Umstände sprachen aber so laut gegen sie, daß das Gericht sie schuldig erklärte, indem es jedoch mit Rücksicht auf die geringfügigkeit des Objekts mildernde Umstände als vorhanden annahm. In Folge dessen entging die Angeklagte zwar der Zuchthausstrafe, muß aber trotzdem noch hart büßen, denn es sind 6 Monate Gefängniß gegen sie erkannt worden. — Möge der Fall den zahlreichen Holz-Hausdieben ein warnendes Exempel sein!

Siebente Deputation.

1. Die notorische Klust, welche in Preußen zwischen Militär- und Civil-Gericht und sich in der neuesten Zeit immer gährender gestaltet hat, fand bisher wenigstens einige, wenn auch nur dürftige Ausfüllung in einem Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, welches seiner socialen Stellung nach eigentlich wenig geeignet erschemen mochte, als vermittelndes Prinzip für staatliche oder sociale Zwiespalte zu dienen. Die Dienstmädchen waren es, welche, wie Jedermann weiß, dem herrlichen Kriegsheere in allen kritischen Perioden der Neuzeit ihre treue Anhänglichkeit bewahrten, welche mit liebender Hand die Falten wegstreichelten, die der Grimm über demokratische Angriffe in die wettergebräunten Soldatengesichter gegen, welche in der Vermehrung der Regimenter und in der Verstärkung der Bataillone nicht nur keine Ueberbürdung des Volkes durch Militärlast, sondern

vielmehr eine heilsame Erweiterung des Wirkungskreises ihrer Zärtlichkeit und liebenden Fürsorge für die Vertheiliger des Vaterlandes erblickten und welche deshalb die vielangesehene Heeres-Reorganisation — unbekümmert um das durch dieselbe bedingte Ausgabe-Plus im Staatsbudget — als eine der weisesten Maßnahmen der Regierung und beinahe als eine ihnen gemachte Concession priesen. Die Dienstherrinnen in allen Garnisonsorten Preußens wissen ein Lied von den Anstrengungen zu singen, welche ihre Servanten machten, um den braven Krieger die Abneigung, welche mindestens der männliche Theil der Civilbevölkerung gegen das Militäre Kundgab, weniger fühlbar werden zu lassen, denn ihre Küchen, Keller und Speisekammern haben unter den beschwerlichen Bemühungen genugsam bluten müssen. Jedermann in Preußen weiß aber auch, mit welcher Dankbarkeit die Vermittelungs-Bestrebungen der dienenden schönen Welt von militärischer Seite aufgenommen wurden. Grenadiere und Füsiliers wettelferten in zärtlichen Gegenleistungen und wurden nicht müde im Holzhaufen und Wassertragen, im Kleiderreinigen und Schuhen und Stiefelputzen für die aufopfernden Vermittlerinnen. Je mehr wohlberedigte Hoffnungen sich an die Thatsache knüpften, daß wenigstens ein Element in der bürgerlichen Gesellschaft vorhanden war, welches sich die Ausfüllung der „Klust“ angelegen sein ließ, um so mehr betrüblich wird die Nachricht hervorgerufen, daß auch dieses eine sich treulos abzuwenden beginnt von der bewaffneten Macht; die es bisher so sehr geliebt! Ja — man höre und staune! — auch die Dienstmädchenwelt beginnt abzufallen vom bunten Tuche und nimmt, aller ihrer Exaltationen vergessend, sogar eine feindliche Haltung gegen dasselbe an! Wer daran zweifeln sollte, den mögen Thatsachen belehren, wie sie eine gegen das Dienstmädchen Futh geschlossene Verhandlung enthüllte. Dieselbe befand sich an einem Nachmittage des vergangenen Herbstes mit einem ihrer Wartung anvertrauten Kinde ihrer Herrschaft auf der Freitreppe des Museums, welche, wie immer an schönen Nachmittagen, von einer Unmasse ihrer Colleginnen und deren Pfleulingsen besetzt war. Der Grenadier-Schweifswiski stand als Schildwache daselbst. Der rauhe Krieger hatte keinen Sinn für die Schönheit und Lebendigkeit dieser reizenden Staffage, welche die muntere Gesellschaft zu dem Prachtbau bildete, und er durfte auch keinen haben, denn seine Instruktion lautete dahin, die Freitreppe wenigstens insoweit freizuhalten, daß sie noch zu passiren sei und ihr Name nicht als Ironie erscheine. Deshalb wies er die Mädchen an, sich hinweg zu begeben. Als sie dieser Weisung nur lustiges Lachen entgegensetzten, schritt er pflichtgemäß von Stufe zu Stufe und zwang die Lacherinnen zum Gehorham. Letztere wurden in Folge dessen aber ungnädig, ergingen sich in spitzen Redensarten und die Futh, ein sehr leidenschaftliches Persönchen, gab dem allgemeinen Unmuth dadurch eclatanten Ausdruck, daß sie den Grenadier ohrfeigte und ihm eine Kuchellappe abriß — ein Fall, der in den preussischen Militär-Annalen fast ohne Beispiel dasteht. Es ist Laufen gegen Eins zu wetten, daß die kühne Amazone bei einem Erz-Democraten im Dienste steht und von dem in seiner Familie eingeflogenen Rebellions-Gift angekränkt worden ist. Da böse demokratische Beispiele erfahrungsmäßig immer gute patriotische Sitten verderben und meist Nachahmer finden, so steht zu befürchten, daß der beschriebene Fall von den betrübendsten Folgen für die bisher zwischen der Garnison und der dienenden weiblichen Welt bestandene entente cordiale sein wird. Für's Erste sind freilich die Folgen für Fräulein Futh selber am betrübendsten, denn sie hat laut gegen sie gesprochenen Erkenntnisses den von ihr bewiesenen demokratischen Heroismus mit vierzehn Tagen Gefängniß zu büßen.

2. Am 25. September v. J. wurde der siebenjährige Knabe Frank am Cottbuser Thore betroffen, als er mit Hammer und Meißel naive Versuche zur Mühlhilfe an Niederlegung der Stadtmauer machte. Der Bahnwärter Henning an der Verbindungsbahn wollte ihn verhaften, wie die Bahnverwaltung dies angeordnet hatte, weil durch die massenhaft entstandenen Durchbrüche der Mauer der Bahnbetrieb gefährdet wurde. Der Junge entwich ihm und retirirte in die Wohnung seines Vaters, des Posamentier Frank, er griff ihn dort und wollte ihn fort und der Polizei zuführen. Der Vater widersetzte sich dem, entriß ihm den Jungen und ist in Folge dessen der vorläufigen Befreiung eines Ge-

fangenen angeklagt worden. Er entschuldigte sich im Termin damit, daß er die Beamten-Quallität des Bahnwärters nicht gekannt hätte, von demselben auch nicht in Kenntniß gesetzt worden sei, was er mit dem Knaben beabsichtigte. Das Gericht hat den Angeklagten im Gegensaße zu dem Antrage des Staatsanwaltes, der vierzehn Tage Gefängniß erkannt wissen wollte, freigesprochen, weil es nicht für erwiesen erachtete, daß der Angeklagte gemußt habe, es handele sich um eine Amtshandlung. Es ward ausgesprochen, daß der Bahnwärter verpflichtet gewesen wäre, den Vater zu eröffnen, daß und weshalb er gegen seinen Sohn amtlich einschreite.

Dritte Deputation.

1. Der Arbeitermann Carl Rudolph Eduard Müller, ein mehrfach bestraffter Mensch, war beauftragt eines letzten Versuches zu seiner Besserung noch ein Mal von seiner Mutter aufgenommen worden. Er vergalt diese mütterliche Fürsorge damit, daß er dem mitwohnenden Former Luginann seine gefammte Habe an Wäsche und Kleidungsstücke nebst einer Uhr und Kette stahl und damit das Weite suchte. Um sich vor Verfolgung und Ergreifung zu sichern, wählte er folgendes Mittel. Er sandte nach seinem Verschwinden durch einen Dienstmann einen Brief an seine Mutter, in welchem er den Diebstahl einräumte und damit zu entschuldigen suchte, daß er erklärte, er könne bei seinen traurigen Antecedenten keine Stellung mehr hier erlangen, die Verachtung seiner Bekannten nicht länger ertragen und habe beschloffen, nach Amerika zu gehen, um dort ein neues besseres Leben anzufangen. Nur um die Reisekosten zu erlangen, habe er den Diebstahl verübt, der sein letzter sein sollte. Wenn die Mutter den Brief erhalte, sei er bereits auf dem Wege nach Hamburg. Die Frau Müller fand zwar den ersten Schritt ihres Sohnes zur Besserung etwas eigenhümlich, war aber im Grunde genommen froh, ihn los zu sein. Sie ahnte nicht, daß der Brief lediglich ein Schwindel war, mittelst dessen der Ungerathene seine Verfolgung abwenden wollte, denn in Wahrheit dachte er gar nicht daran auszuwandern, blieb vielmehr ruhig hier, verkaufte oder versetzte die gestohlenen Sachen und verpraßte den Erlös in kürzester Frist. Die Polizei ward seiner habhaft, als er eben mit seiner Beute zu Ende gekommen war und jedenfalls bereits auf neue Verbrechen sann, um das flotte Leben weiter fortsetzen zu können. Er ward eingesperrt, man machte ihm den Prozeß und er ist zu 2 1/2 Jahren Zuchthaus verurtheilt worden.

2. Derjenige ruhige, feste Schlaf, den man „den Schlaf der Gerechten“ zu nennen liebt, scheint keinesweges immer nur denjenigen beschieden zu sein, welche auch die Wege der Gerechten wandeln. Ein gestern verhandelter Diebstahls-Prozeß belehrte uns durch seinen Thatbestand, daß sich auch Leute, die höchst ungerechte und schändliche Wege wandeln, manchmal eines wahrhaft beneidenswerthen Schlafes erfreuen können. Der Arbeiter Lisjinski ließ sich an einem Dezember-Abende in das Haus des Schlächter Leberer einschleichen, stahl in der Nacht aus dem Fleischer eine Menge Fleisch und Wurst, packte die Beute in einen Sack und begab sich damit nach einem Treppen-Verschlage, um hier abzuwarten, bis die Hausthür geöffnet würde und er entweichen könnte. Während des Wartens aber schlief er ein und schlief trotz seines bösen Gewissens so fest, daß er erst erwachte, als ein Schlächtergefell, der am Morgens bereits den Diebstahl und in ihm den Dieb entdeckt hatte, ihn durch eine unter solchen Umständen höchst angemessene handgreifliche Lektion aus seinem süßen Schlummer erweckte. Er ward verhaftet und ist jetzt zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt worden.

Zweite Deputation.

Der Bäckermeister Hermann Krause aus Königsberg annoneirte vor einiger Zeit im hiesigen Intelligenzblatt, daß er auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Frau suche. In Folge dessen stellte sich ein Agent bei ihm ein, der sich erbot, ihm eine solche zu verschaffen. Diesem sagte Krause, daß er selbst ein vermöglicher Mann und Inhaber eines rentablen Geschäftes sei. Der Agent gab ihm ein Rendezvous bei Gratzweil in der Hagenheide, brachte dorthin eine Anzahl heiraublustiger Damen mit und stellte sie dem Krause vor. Ein Fräulein Kosalie Kufsche fand Krause vor dessen Augen, er trug ihr seine Hand an und man verlobte sich, nachdem er auch ihr versichert, daß er ver-

mbgend sei. Um augenblicklicher Verlegenheit abzuhelfen, hat er sie indessen schon nach wenig Tagen um einiges Geld. Sie erbat ihm eine Forberung an den Souffleur Martin im Betrage von 228 Thalern und er erhob davon 20 Thaler. Mit dieser Kleinigkeit begnügte er sich nur deshalb, weil er von Martin nicht gleich mehr bekommen konnte. Und dies war ein Glück für Fräulein Kutsche, denn bald darauf ergab sich, daß Krause schon verheiratet ist und außer der Frau auch Kinder hat. Er war somit ein Schwindler, dem jetzt der Betrugs-Prozess gemacht und der zu 2 Monaten Gefängnis und 50 Thalern Geldbuße oder noch 1 Monat Gefängnis verurtheilt worden ist.

Polizei- und Tages-Chronik.

Seider hat wieder ein Fall gezeigt, wie immer mehr es notwendig wird, den Soldaten das Tragen ihrer Seitengewehre außer Dienst nicht zu gestatten. Einige 20 junge Leute gingen am vergangenen Sonntag von Charlottenburg durch den Thiergarten singend nach Berlin zurück, als sich kurz vor Charlottenburg plötzlich 2 Fälscher der Garde-Reserve-Regiments der 11. Compagnie zwischen ihre Reihen drängten. Ihre Reden ließen darauf schließen, daß sie eine Schlägerei provociren wollten. Man ließ sich jedoch mit ihnen nicht ein und zog singend weiter. Die beiden Fälscher folgten schimpfend: „Schlappe Berliner“ etc. traten schließlich die hinterste Reihe der jungen Leute auf die Fersen und stießen dieselben. Bei dem nun entstehenden Wortwechsel zogen beide Fälscher plötzlich ihre Seitengewehre, und hieben unter die jungen Leute, wobei einer eine ganz bedeutende Kopfwunde, andere mehrere Siebe über Schulter und Rücken erhielten. Während der eine Fälscher dann schnell im Thiergarten verschwand, wurde der andere jedoch überwältigt, ihm sein Kaschirmesser entwunden, und auf der Brandenburger Thorwache abgeliefert, wozu auch der festgehaltene Fälscher selbst gebracht wurde. Es ist wirklich weit gekommen, wenn Soldaten, pochend auf ihre Waffe, Abends gegen 8 Uhr, wo Sonntags die Charlottenburger Schaulust so beliebt ist, es wagen, 20 junge Leute anzugreifen. Und immer scheint man an betreffender Stelle noch nicht einzusehen, daß das Tragen von Waffen außer Dienst nur zu Inconvenienzen führt.

Als vom französischen Neujahrseste her die Nachricht über den deutschen Rhein erlangt und durch alle Zeitungen meist in humoristischer Weise verbreitet wurde, der Kaiser der Franzosen habe seiner Bedienung alle Tassen in ihren Händen junähern lassen; damit der Staatshaushalt nicht zu sehr an Silber verlohnen werde, ahnte man sicherlich nicht, daß hier einmal das Gegenstück des sonst Ueblichen geschehen war, nämlich ein Mal der Franzose dem Deutschen nachgeahmt hatte. Bei allen großen Festlichkeiten, welche beim preussischen Hofe, namentlich im Schlosse stattfinden, reicht bekanntlich die angelegentlichste Bedienung nicht aus und treten vielmehr dann auch Kohnknechte in Function, welche für diesen Tag ebenfalls königliche Livreen erhalten. Die Röcke, in welche die Extrabedienung gekleidet wird, haben nun niemals irgend eine Tasche, selbst nicht eine angenähte, gehabt, sie sind gleich tafellos angefertigt. Daß dessenungeachtet bei jeder solcher Festlichkeit Diebstahl an Silberzeug vorgekommen sind, zeigt noch der großen Gewandtheit der Diebe, die darin wohl den französischen Spitzbuben nichts nachgeben dürften. Beim letzten Orbnestage ist indessen entweder die Ehrlichkeit oder die Aufmerksamkeit der Kriminalpolizei sehr groß gewesen, denn man hat bisher auch noch nicht einen Knecht vom Silberzeug vermisst.

Am Sonntag Abend sind zwei bedeutende Diebstähle durch Einbruch verübt worden. Dem in der Ballstraße wohnhaften Schneidermeister Lucas wurden 700 Thaler, dem in der Annerstraße wohnenden Käsehändler Kniehage 400 Thaler bares Geld, Reiden außerdem auch noch eine Menge Kleider und Wirthschaftsgegenstände von Werth entwendet.

In der Nähe der Gerichtstraße hat eine Dame ihre Wohnung genommen, die seit etwa einem halben Jahre von ihrem Manne, der seines Zeichens ein Maurergeselle gewesen, durch den Tod befreit worden ist, nachdem er in seiner langjährigen Ehe ein wahrhaft medlenburgisches Regiment geführt hatte. Um sich von der Melancholie, die eine vorgeschriebene Folge jeden Todesfalles ist, zu heilen, ließ sie die Wittve zunächst von einem Zimmergesellen, der angeblich ihr Schlafbürsche war, Unterricht im Schachspiel geben; bald aber behagte ihr das Zubehörende nicht mehr, sie ging dem Schlafbürschen durch und fand sich zum Range in einem dort herum belegenen Lokale ein, dessen Gäste seiner kriegerischen Firma in jeder Beziehung Ehre machen. Hier lernte die Frau auch zwei Trompeter kennen, welche ihr weit besser gefielen, als der häusliche Spieler, und wußte sie diese beiden Künstler durch Groß, Butterbrot und sonstige lockende Genüsse so für sich zu gewinnen, daß die Musiker am letzten Sonntag auf einander eifersüchtig wurden und sich mit ihren Trompeten in die Haare gerieten. Wie dies in diefer Tanglokale Sitte, mißte sie die Abgabe, aus Civil und Militär gemischte Gesellschaft sofort in den Streit und es entspann sich eine Schlägerei, die dem trojanischen Kriege nur insofern etwas nachstand, als sie nicht 7 Jahre dauerte, sondern durch den energischen Wirth und die stets vorhandenen Schlichter sehr bald beendet wurde, und daß die Veranlassung dazu keine schöne Helena, sondern eine 50jährige eheliche Maurergesellenpflanze war. — So ist der Geschmack bei Alten und Jungen verchieden!

Die Neigungen der Gelegenheitsdiebe, deren Zahl bei weitem größer ist, als man allgemein glaubt, wechseln wie das Wetter. Es sind kaum einige Wochen her, als Tag für Tag Morddiebstähle zur Anzeige kamen. Jetzt kommen dergleichen Diebstähle fast gar nicht mehr vor, dagegen floriren in bedenklicher Weise die Diebstähle an Wäsche von Horden. Seit vier Wochen ist fast kein Tag vergangen, an dem nicht mehrere solcher Diebstähle zur Kenntniß der Kriminalpolizei gebracht worden sind, so daß man kaum noch weiß, wo es den Dieben möglich ist, die Massen von gestohlenen Wäsche unterzubringen. Für Berliner Hausfrauen und Wäscherinnen sei diese Nachricht eine eindringliche Mahnung zur Vorsicht.

Am Dienstag, Morgens um 7 Uhr, starb in Potsdam am Gehirnslage der königliche General-Gartendirektor Penno, der geniale Schöpfer der Potsdamer Park- und Gartenanlagen, der Berliner Thiergarten-Promenaden und des Friedrichshagens. Er erreichte ein Alter von 76 Jahren.

Von der Beliebtheit der kleinen Lucca und der Africanaer gab der Montag Abend wieder einmal einen schlagenden Beweis. Personen, die Abends gegen 11 Uhr vor dem Opernhause vorübergingen, sahen zu ihrem Erstaunen, und obwohl das ganze Haus dunkel war, etwa 20 Männer dicht gedrängt vor der Thüre stehen, welche zum Willeterlauf führt. Es waren das, wie Kenner zu erfahren, Kunstliebhaber, welche die Nacht im Freien zubringen wollten, um eines Biletts zur am nächsten Tage anberaumten Africanaer sicher zu sein. Oder waren es vielleicht Biletthändler? Jedenfalls mußten sie den geistigen wie den leiblichen Gewinn ihrer genug erlaufen.

In einem in der Leipziger Straße belegenen vielbesuchten Bierlokale hat sich schon seit Monaten eine Stammgesellschaft niedergelassen, zu der auch ein Handwerksmeister gehört, dem Fortuna bereits so viel zugewendet hat, daß er sich nicht mehr anstrengen braucht, sondern Andere für sich arbeiten lassen

lann und es ihm vergönnt ist, ungeführt im Kreise gleichgestimmter und gleichgehaltener Freunde ein Paar Stunden täglich verweilen zu können. Dieser Meister ist nun vor Allem groß im Reden. Selten gelingt es Jemandem, an dem Stammtische zum Wort zu gelangen, wenn dieser Gast dort Platz genommen, er weiß Alles besser, ist abprechend und hat dabei eine so vorzügliche Sprache, daß keine Stimme neben ihm auf längere Zeit zur Geltung kommen kann. Der Mann ist aber dabei so harmlos, daß er trotz dieser gewiß nicht angenehmen Eigenschaft noch von Allen gern gesehen wird, die das Local besuchen, und wird hin und wieder eine kleine gemeinsame Wohlthat gegen ihn ausgeübt. So ließ man auch das diesjährige Orbnestfest nicht vorüber, ohne dem Meister eine entschieden wohlverdiente Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Am 18. Januar der „ganze Haas“ zusammen und der ewige Redner im besten Zuge war, erschien an seiner Seite ein Mann in einer glänzenden Livree und überreichte ihm ein kleines Paquet und ein Anschreiben, das einen präconicierten Antritt hatte. Nach tiefer, höflicher Verbeugung entfernte sich lautlos der Bediente. Alles schaute, am meisten der Empfänger. Ein Orden, ja ein Orden — eine Einladung zum Orbnestfest — das hat wirklich einmal den Nichtigsten getroffen — jetzt her, alter Junge, was ist es denn, „der Koth, Kronen- oder Hohenzollern“ so ist es durch nicht überdienen konnte. Dieser aber sieht mit leuchtenden Blicken da, seine Finger öffnen fast unwillkürlich das kleine Päckchen und hervortritt ein prächtiges Etui, ziemlich groß, es muß also schon ein hoher Orden sein, mit dem der Meister ausgezeichnet worden. Und so war es auch, ja er ist sogar einzig in seiner Art. In dem Etui lag ein schön geprägtes Stück Blech, in dessen Mitte ein Gesicht gezeichnet war, in dem der Mund weit geöffnet von Ohr zu Ohr ging. Ueber dem Kopf waren statt der Schwärzer zwei Pfahlschäfte angebracht und die Umschrift lautete: „Pour le mérito.“ — Das Schreiben aber enthielt in höchst feinsinniger Sprache das Diplom des Ritterkreuzes des „Großmannsordens.“ Erst mochte der neue Ritter das Gesicht ob dieser schmückhaften Anerkennung verfinstern, bald aber sagte er sich und lud die ganze Freundeschaft zu einem Gastmahl ein, das denn auch am Tage des Orbnestfestes zu allgemeiner Zufriedenheit stattgefunden hat und bei dem der Ritter mit seinem Orden glänzte, der ihm so ein schönes Stück Geld gekostet hat. Er kann es, denn er hat es.

Am nächsten Sonnabend findet der letzte diesjährige Ball der männlichen Mitglieder des Corps de ballets wiederum in den vereinigten Räumen des Victoria-Theaters statt. Die Beliebtheit dieser Bälle ist so anerkannt, daß es gar nicht des glänzenden Programms, das vom Ballcomité aufgestellt worden, bedürft hätte, um sich ein volles Haus zu sichern. Schaden kann es aber auch nicht.

Ein zweiter Balle ist im Renschen Circus aufgetaucht, nicht weniger muthig und gewandt, als der erste. Mit 6 wilden Bestien schlägt er sich in einem großen eisernen Käfig umher, daß es — ein Grausen ist; auch das bedenkliche Kunststück des Legens des Kopfes in den Rachen der Löwen, das Einfallen mitten in der Gesellschaft, das Schießen im Käfig wird dem schauenden Publikum nicht erlassen, das sich übrigens zahlreich in den Circus drängt, wie immer, wenn der Name „Renz“ auf dem Zettel steht. In unsrer in der letzten Nummer enthaltene Notiz über ein Baaren-Pfand, das ein Kaufmann von einem Lieferanten aus Versehen erhalten, hat sich insofern ein Irrthum eingeschlichen, als der Werth dieses Pfandes auf 100 Thaler angegeben ist. Es soll vielmehr heißen, daß das Pfand in 100 Pfund und Gewicht der betreffenden Waare besteht.

Aus Stuttgart wird die Anfrage an uns gerichtet, ob im Falle der Beurlaubung des Dr. Robinson der Maurermeister Müller wegen Beamten-Verschöpfung angeklagt werden wird. Davon kann nun aber bei Lage der Dinge gar keine Rede sein. Einmal ist ein Stabverordneter kein „Beamter“ im Sinne des Strafgesetzes, wie wir dies schon früher ausgeführt und dann ist, wie die Verhandlungen gegen Robinson ergaben, Müller selbst beschuldigt worden und selbst der Erste gewesen, der die Robinson'schen Mandats zur Sprache gebracht hat.

Heute Abend feiert in den Räumen des Englischen Hauses der „Verein Berliner Künstler“ sein carnevalistisches Weihnachtsfest. Der Antrag von Willets ist so groß, daß wohl nur einem kleinen Bruchtheile Begünstigter Eintritt gewährt werden wird zu diesem in seiner Art einzigen Feste, für welches die tüchtigsten Künstler Berlins Zeit und Kraft mit Freuden opfern.

Mit Bezug auf unsere Mittheilung über einen Unfall, den ein kleines Mädchen im Hofe der Elisabethschule erlitten, erhalten wir folgende Zuschrift: Der in Nr. 10 der Gerichts-Zeitung erhaltene schreckliche Bericht in der Königl. Elisabethschule reduziert sich glücklicher Weise auf folgende Thatfache. Das betreffende Kind ist nicht in die Kloake, welche so eingerichtet ist, daß ein Hineinfallen überhaupt unmöglich ist, sondern in die Müllgrube gefallen, die der Hausnecht bei seiner Arbeit einige Augenblicke geöffnet hatte. Die Sache hat sich nicht während der Schulpause, sondern vor derselben ereignet und wäre niemals verjährt, über die Deffnung hinweg zu springen. Das Kind ist auch nicht auf das Gesicht, sondern auf die Füße gefallen und hat außer der Beurlaubung der untern Theile seiner Bekleidung nur einen heilsamen Schrecken davon getragen. Glashar, Professor. (Wir bemerken hierzu, daß wir es zwar behauptet lassen wollen, ob die Grube statt einer Kloake eine Müllgrube gewesen und ob das Kind vielleicht aus eigener Unvorsichtigkeit in diese gerathen, haben unserer Seite aber noch hinzuzufügen und unsere Verwunderung darüber auszusprechen, daß man das Kind, nachdem es aus der Grube gezogen, in einer kalten Remise ausgezogen und ebenfalls, ohne es gegen die Kälte zu schützen, wohl eine halbe Stunde lang halb nackt hat stehen lassen, bis die Eltern benachrichtigt und mit frischer Kleidung angekommen waren. Die Beamten, welche sich dieser, uns aus sicherster Quelle berichteten Inhumanität schuldig gemacht haben, verdienen doch wohl eine gerechte Rüge, Herr Professor? Die Red.)

Der noch immer gut besuchten Weihnachts-Ausstellung im Kroll'schen Etablissement ist jetzt eine neue Posse „Der Pöpsel von Müncheberg“ als Lodmittel hinzugezogen, von der man mit Fug und Recht sagen kann, sie ist nicht schlechter als ihre Vorgänger und Genossen in den anderen Theatern. Eine Parodie braucht zwar eigentlich keine Originalgedanken zu haben und eine Parodie des Pöpsels von Königsmann soll ja diese Posse, als deren Autor sich die Herrn Jacobson und Linderer zu erkennen gegeben haben, sein, es fehlt aber dem Werke doch ein wenig zu sehr an irgend einer neuen Figur oder Scene, nichts als alte Gedanken und allbekannte Personen in dem hergebrachten Rahmen tummeln sich die vorgeschriebenen 3 Acte auf der Bühne umher. Selbst die Musik Conradi's bewegt sich in längst bekannten Ideen, der Meister der Comploten hat sich hier selbst, und zwar nicht gerade genial, parodirt. Wenn dessenungeachtet die Posse unterhält und belacht und belächelt wurde, so hat sie dies den hin und wieder ganz geistreichen, eingestrichelten Complots und einem vorzüglichem Duoblet, so wie der durchaus vortrefflichen Darstellung zu danken. Eine nettere übermüthigere und dabei doch möglichst (?) decente Kammerjose als Herr. Rath ist nicht denkbar, einen niedrigeren und natürlicheren Pöpsel,

wie Herr. Mejo ihn als Engländer darstellte, hat wohl keine hiesige Bühne vorzuführen. Auch die Herrn. Weis und Friedl, pasteten, und viel kleine Längerrinnen schwebten in allen möglichen Kostümen und Has sich mit Begeisterung und Ausdauer umher. Die Ausstattung namentlich im Schlußbilde ist eine brillante. Wallner-Theater. „Ergenheit.“ Beispiel von Schick. Zwei junge Ehemänner sind befreundet, jeder hat eine Jugendliebe gehabt und sieht den Gegenstand derselben als Gemahlin an der Seite des Freundes. Die eine Frau hat Geist, die Andere vermuthlich in Folge der Lectüre von Liebesromancen eine Phantasie. Die Verwicklung ist heiter, aber zu flüchtig angelegt, und wenn das Stück nicht animirt, sondern nur ein oberflächliches Interesse erweckt, so lag die Schuld nicht an der Darstellung. Frau Wallner ist wieder besonders zu erwähnen, sie weiß im Uebermuth der tollsten Laune, stets die Haltung zu bewahren und jene Grenzen inne zu halten, in denen die Komödie nur glücklich erscheint. — Stru den er- Erziehung. — Ein ziemlich hohen Gesellschaft, die mit mehr Kenomimage als Wis das wülste Leben der Burschenschaft charakterisirt, dann ein derber, höchst ergötzlicher Scherz, der vorzüglich durch Interesse erweckt, daß der Verfasser andeutet, er will den rohesten „Burschen“ durch seine und geistvolle Behandlung zähmen lassen. Wir sind doppelt neugierig auf das Resultat, denn der Verfasser hat den Mann, der dieses Wunder bewirken soll, als einen eillen Narren bezeichnet, er schlägt plötzlich in der Charakteristik um, damit wir Interesse gewinnen und — der Vorhang erhebt sich nicht wieder. Wenn dem Verfasser die Kraft oder die Lust fehlte, eine begonnene Arbeit auszuführen, wenn er es nicht vermochte, die angelegte Intrigue, die wirkliche Erziehung des Studenten für das Leben, auszuführen und so die Arbeit zu einem Ganzen mit verständigendem Abschluß zu gestalten, so begreifen wir nicht, was die Direction veranlaßt hat, ein unfertiges, kaum bis zur Entwicklung reifes Bühnenspiel auf die Bretter zu bringen. Das Interesse, welches kaum erweckt worden, aber um so lebhafter die Ausführung erwartet, wird einfach durch das Fallen des Vorhanges abgebrochen, diesen Scherz mit dem Publikum können wir nicht gutirenen und er scheint uns ebenso gezwungen, wie geschmacklos. Fräulein. Kennert ist diesmal anerkennend zu erwähnen, sie spielte ganz allerliebst das fromme Täubchen mit der Studenten-Einquartierung im Herzen. Eine Vollendung der Arbeit, deren frischer Humor die Verheißung, wenn auch nicht die Empfindung in den Körner'schen Dichtungen ähnlichen Genres erreicht, dürfte dem Scherz Bühnenfähig sichern. Der Beifall, den das unendlich oft wiederholte Lebensbild von Klager: „Ein Mädchenroman“, gleich darauf fand, beweist, daß die Direction es nicht nöthig hat, unferne Studien zu bringen. Dieses mit tiefer und wahrer Empfindung, echter, lebensfrischer und lustigen Humor trefflich durchgeführte kleine Stück wird immer lebhafter anziehen, so lange es in vollendetem Charakteristik und künstlerischem Spiel von den Herren. Weis und Mittel und Fräulein. Sigl dargestellt und von dem unübertrefflichen Humor des Erstgenannten getragen wird. — th.

Mundschau.

„Der Kaiser wird alt“, sagen die Franzosen. Das Alter macht den Einen mürrisch, den Andern gesprächig. Napoleon ist in der Thronrede, die er am 22. d. Mts. zur Eröffnung seines — mit Respekt zu sagen — „Parlamentes“ gehalten, auf einmal so gesprächig worden, daß auch wir an das Alter des Kaisers glauben möchten. Er, der Verschlagnene, Finstere und Wortkarge plaudert mit behaglicher Miene von Staats- und gelehrten Dingen, er, der, seinen Mund nur aufzuthun und das Schweigen zu brechen pflegte, wo es galt, einen Gedanken- oder Bornesblitz einem Diplomaten, oder der ganzen Welt ins Angesicht zu schleudern, spricht von Moral, Pädagogik und Volkserziehung mit einer Breite, die einem deutschen Schulfuchs alle Ehre machen würde. Ein Ton nur klingt vernünftig durch die im Uebrigen ton- und farblose Rede — die Sehnsucht nach Erhaltung und auch diese Sehnsucht ist bekanntlich nach ter eigentümlich. Der österr. reichischen Presse allein, die jetzt wieder einmal sehr schlecht auf uns zu sprechen ist, wäre es vorbehalten, die französische Thronrede mit der des Herrn von Bismard zu vergleichen und ihr das lobende Zeugniß auszustellen, daß sie „friedfertig, objectiv, bescheldend und besonnen“ und nicht so herausfordernd sei als die preussische. Alle anderen Organe, selbst die französischen, sind nichts weniger als entzündet von der kaiserlichen Rede; sie hat allerdings Niemand verlegt, aber auch Niemand befriedigt, neue Besorgnisse nicht erregt, aber die alten nicht beseitigt. „Auslands“ gebent sie mit keiner Silbe, Englands nur mit einer Erwähnung der durch die Flottenparade bekräftigten Eintracht, und Oesterreich, das liebe Oesterreich, das sich so heftig um die Gunst Frankreichs in letzter Zeit beworben hat, fertigt sie in einer Phrase über „Deutschland“ ab. „In Bezug auf Deutschland — sagt der Kaiser — ist es meine Absicht, fortwährend eine weisse Politik der Neutralität beizubehalten, welche, wenn sie uns nicht hindert, uns bisweilen zu betriiben oder zu erfreuen, uns dennoch den Fragen, bei welchen unsere Interessen nicht unmittelbar engagirt sind, fern bleiben läßt.“ — Kann sich nun auch Oesterreich mit dem Gedanken schmickeln, daß ihm die Freude, dem deutschen Nebenbuhler aber die Betrübnis des Kaisers gelte, so ist doch nicht recht zu begreifen, warum gerade die österr. reichischen Journalisten die Rede bejubelten, da gleich auf den Passus über Deutschland die Stelle folgt, worin gesagt wird, daß Italien von fast allen Mächten anerkannt und seine Einheit nunmehr befestigt sei. — Aus dem, was der Kaiser über die meicanische Frage sagt, leuchtet hervor, daß alles Reuigen wegen der Mission des Generals Schöffield eitel Lüge war und die Sache viel, viel ernster steht, als die bezahlten Schreiber versichern. Napoleon bedauert den Tod Lincoln's, rühmt die Union und die Abschaffung der Sklaverei; hegt, die aufrichtigsten Wünsche (?) für das Gedeihen der großen amerikanischen Republik und für die Aufrechthaltung der fast hundertjährigen freundschaftlichen Beziehungen. Er verbindet mit der Versicherung, daß er bereits mit Mexiko wegen Rückberufung der französischen Truppen unterhandelt, die Hoffnung, daß sich die Aufregung in Amerika gegen ihn legen und die Offenheit seiner Erklärungen Anerkennung finden werde. „Das amerikanische Volk wird begreifen, daß unsere Expedition seinen Interessen nicht entgegenstand. Zwei auf ihre Unabhängigkeit in gleichem Maße wachsame Nationen müssen jeden Schritt vornehmen, welcher ihre Ehre und ihre Würde verpfänden könnte.“ — In diesen Worten, die in dem „Selbstbuche“ noch eine

besondere Erklärung finden, sind zugleich ein Zugeständnis der Nachgiebigkeit und eine an die Adresse des Unions-Präsidenten gerichtete Bitte um Rücksicht. (Das Ordbuch nämlich sagt zu näherer Erläuterung dieser Stelle: „Wir sind nach Mexico gegangen, um Genugthuung zu verlangen, nicht um dem monarchischen System Profeten zu machen.“) Wir wollen, erklärt der Kaiser, nachgeben, bitten aber den Präsidenten, uns nicht zu drängeln, nicht zu verlangen, daß wir uns compromittiren.

Von Mexico schwimmt die Rede nach Uglter, der Kaiserin freundlich für die Stellvertretung gedenkend, und von den Wüsten der Araber zu den Gestaden Frankreichs. — Glückliches Land! Eine befriedigte und vertrauensvolle Bevölkerung; Ordnung und Wohlstand lachen uns aus jedem Worte der Rede entgegen. Coallitionsfreiheit, Aufhebung der Genossenschaften, blühende Finanzen, Reduction der Armes, Reform des Volksschulunterrichts, Fortschritt des Ackerbaues, Aufschwung des Handels — ja Frankreich muß ein wahres Eldorado sein.

Doch nein! es ist nicht ganz so schön, wie man vermuthen sollte, denn der Kaiser selbst gesteht ein: „Zwischen dieses immer wachsenden Gedehens möchten unruhige Geister unter dem Vorwande, den freisinnigen Fortgang der Regierung zu beschleunigen, die Regierung am Fortschritte hindern.“ Und um folgt die lange, moralisch-beschauliche und stellenweise sogar affectische Abhandlung, deren wir oben erwähnten, von Staatsformen, Weltverbesserung, Menschenerziehung, Religion, allgemeiner Wohlfahrt und Menschenvürde. In diesem Traite, der dem Verfasser einen Sitz in der Akademie sichert, sind für uns nur zwei Stellen bemerkenswerth: die eine, worin es heißt, daß die constitutionellen Formen Frankreichs eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der Vereinigten Staaten haben; die andere, welche wörtlich lautet: „Wenn ich einen Blick auf die Vergangenheit werfe, so wünsche ich mir Glück dazu, nach vierzehnjähriger Regierung Frankreich im Auslande geachtet, im Innern ruhig, seine Gefängnisse leer von politischen Gefangenen, außerhalb seiner Grenzen keine Exilanten zu sehen.“

Frankreichs Verfassung ähnlich der der Union! Die Unionisten werden sich für dieses Compliment schönstens bedanken. — Frankreichs Gefängnisse leer — keine Exilanten mehr. — sollte der Kaiser wirklich von seinen Rächen so mangelhaft unterrichtet sein, daß er die Wahrheit nicht erfahren hätte? Wie viele „Verdächtige“ leben noch in Cayenne? wie viele Flüchtlinge in Vercen, London und in der Schweiz? Victor Hugo, Louis Blanc und Rogear — seit wann sind sie denn nach Frankreich zurückgekehrt? — Der sollte der Irrthum etwa nur auf Gedächtnischwäche beruhen? Die Gedächtnischwäche ist allerdings auch ein charakteristisches Merkmal des Alters.

— Vom Landtage Nichts von Bedeutung. In der Diensttagung warteten die Deputirten vergeblich auf das Einbringen der verheißenen Vorlagen. Die Ministerbank blieb leer und die Sitzung ward nach kaum halbstündiger Dauer geschlossen, nachdem die Anträge wegen Ertirung der gegen Freie und König schwebenden Prozesse mit allen gegen die eine Stimme des Grafen Wartensleben angenommen waren. Vermuthlich wird in dieser Woche keine Plenarsitzung mehr stattfinden. Die Commissionen sind in voller Arbeit.

— Das Städtchen E. hat eine kleine friedliche Judengemeinde, die noch nie Veranlassung gab, von sich reden zu machen, daher wir auch vorläufig ihren Namen weiter verschweigen wollen, deren Rabbinatsstelle vor einem halben Jahre vacant und mittelst Concurs-Ausschreibung ausgedebtet wurde. Davon erhielt ein routinirtes Individuum Kunde, und beschloß alsbald die Candidatur anzutreten. Der Advocat, wir wollen ihn Herr Sappel nennen, versteht jedwedes Metier, hat allerlei gelernt, überall die Kunstgriffe abgelehrt, und geräth bei seiner vielseitigen Verwendung niemals in Verlegenheit. Er ist heute stoischer Philosoph und morgen Schmetterling und Don Juan. Da fällt es Herrn Sappel eines schönen Morgens ein, viele weite Meilen fern von Wien als Theologe zu practiciren; er reist pörrisch nach E. „predigt Probe“ und — ist Rabbiner. Bald jählet Herr Sappel ein, bringt auch eine Frau Rabbinerin mit, die aber selbstverständliche sich wie eine Mimose jeder Berührung mit Gemeindegliedern entzieht. Erhält sie einen wohlgemeinten Höflichkeitstribut, so ruft sie ängstlich den Herrn Gemahl herbei, der dann so geschickt die Kosten der Conversation zu tragen versteht, daß die Frau Rabbinerin auch kein Wortlein mitzusprechen braucht. In der Synagoge, welche die fromme Gattin alljährlich besucht, ist sie so zerstreut und unaufmerksam, daß sie in offenbarem Conflict mit dem Ritus kommt. Die Gemeindeglieder des Rabbiners war sehr selten, gewohnt sich aber zuletzt daran, und läßt die Absonderlichkeiten gewahren, zumal als Herr Sappel Alles aufbietet, sich die Sympathien zu erhalten. Da tritt nun nach Monden ein Abendmahl ein, der von allen ehebaren Menschen — als der Ehrgen brzeichnet wird. Die Frau Rabbinerin ist in einem verhängnisvollen Zustand gerathen, der Herrn Sappel seine Nachkommenschaft verbürgen soll, und sonderbarerweise wird Herr Sappel in der gegenwärtigen Lage mährisch, rechtschaffen, und sucht jede Gelegenheit vom Zaune zu weichen, um Conflict mit der Gemeindegemeinschaft zu vermeiden. Das gelingt auch bald glücklich, und es entspinnt sich eine Controverse, die Herr Sappel damit zu Ende bringt, daß er seine Demission einreicht, vorgehend, er habe einen Ruf zur Probepredigt in der Meißner Synagoge zu Prag erhalten. Man staunt, man staunt, man erhebt vor der Abreise Sappels noch einige kleine Sandbällchen, und nun beginnt man erst Erkundigungen einzuziehen, nachdem Synagoge und Künzel sechs Monate lang von einem abentuernden Charakter profanirt worden waren. Das Facit der Erkundigungen aber war: Der gute Sappel sei eigentlich gar kein Rabbiner, die vermeintliche Frau Rabbinerin sei ihres Glaubens eine Christin, ihres Handwerks aber nur die Concubine Sappels gewesen, die, als sie sich gesegneten Leibes fühlte, rundweg erklärte, den zu erwartenden Sprößling taufen zu lassen. Darum mußte Herr Sappel Alles daran setzen, noch vor der voranschreitenden Katastrophe den theologischen Rod auszuweichen und wieder viele Meilen fern von E. darüber nachzudenken, um wie vieles die Lafter der Menschen dem klugen Manne einträglicher als Tugend und Religiosität werden können.

— M. Gladbach, 17. Jan. Am Montag Abend ereignete sich in Rheide ein furchtbares Unglück. Eine Familie, aus sieben Personen bestehend, saß um den Tisch, die fünf Kinder theils spielend, theils ihre Sinnenarbeiten machend. Der Vater wollte neues Del der Petroleumlampe zugehen und löschte das Licht aus. Aus welcher Veranlassung nun, weiß man nicht, genug, es erfolgte eine betäubende Detonation, das Gefäß war zerplatzt und im Nu stand die ganze Familie in lichten Flammen. Der Vater warf die Kinder zu Boden, um das Feuer zu er-

sticken, trotzdem ist ein Kind bereits gestorben und die Uebrigen liegen schrecklich verbrannt darnieder. Nicht genug kann auf die Gefahr beim Gebrauche des Petroleums hingewiesen werden, besonders da das Del sehr leicht nicht mehr überdeckt wird und die mehr flüchtigen, natürlich um so leichter entzündlichen Theile im Del verbleiben.

— Ein sonderbarer „Casus“ beschäftigt in diesem Augenblick einen deutschen Gerichtshof. Fräulein von **, eine Schriftstellerin, hatte seit einigen Jahren die Genossen der verschiedenartigsten Zeitungen mit den Erzeugnissen ihres romantischen Strofes überhäuft, um nicht übersehen zu werden. Ihre Novellen zeichneten sich in doppelter Hinsicht aus, einmal durch schlechte Handschrift, zweitens durch Langweiligkeit bis zur Unbegreiflichkeit, und bereiteten gleichmäßig den Lesern, den Schern und dem Corrector Aergerniß und Plage. Unter dem Eindruck dieser Stimmung sagte eines Tages der Letztere dem Worte „Ende“, mit welchem eine in dem Grade, wie ihre Verfasserin überspannte Erzählung schloß, das Wort: „Gottlob!“ auf der Correctur dreifach unterstrichen hinzu. Sei es, daß der corrigirende Seher ein geistreicher Schall oder ein geistloser Einfaltspinsel war, das Schicksal wollte es: das Ende der Erzählung erschien in der betreffenden Zeitung, und daneben aus Fracturschrift das Wort „Gottlob!“ Die Schriftstellerin hat nun, weil sie in diesem Vorfall eine Schmäherung ihrer Schriftstellerin-Ehre und eine Schmäherung ihres Erwerbes erblickt, eine Klage auf Ehrengenugthuung und Schadenersatz gegen den Zeitungs-Herausgeber angestrengt. Sie verlangt Bestrafung des Letzteren wegen Fälschung ihrer Handschrift, da sie das Wort „Gottlob!“ nicht geschrieben habe. Der Zeitungs-Herausgeber wendete ein, daß hier ein unverschuldeter Casus vorliege. Der Gerichtshof trat dieser Ansicht bei und wies, bei nicht nachgewiesenem Schaden, die Klage ab. — Die Klägerin mußte die ihr Honorar weit übersteigenden Kosten zahlen.

— Hamburg, 19. Januar. Gestern verhaftete die Polizei einen Kaufmann aus Dresden in einem hiesigen Gasthose in Folge einer von der dortigen Behörde erlassenen telegraphischen Requisition. Derselbe hatte nicht nur Frau und Kind heimlich verlassen, obgleich er noch nicht lange verheiratet war, sondern hatte auch alle für ihn transportablen Werthsachen, wie Silberzeug, Ringe, selbst ein Kinderbesteck etc. mitgenommen und außerdem nicht unbedeutliche Schulden gemacht. Er befand sich bei seiner Verhaftung im Besitze vieler Gold- und Silberfachen und hatte 1000 Thaler bei sich.

— Der „Allg. Ztg.“ wird aus Nizza, 12. d., geschrieben: König Ludwig ist, wie in der Heimath so auch hier im Ausland, fernwährend der Hoffnungsstern vieler Armen und Unglücklichen, die sich mit Unterthütungen-Gesuchen an ihn wenden und, wie sich von seinem Wohlthätigkeitsinn fast von selbst versteht, gar vielfach gnädiges Gehör finden. Auch Erziehungs-Anstalten sind bereits mit größeren Beiträgen bedacht worden, und erst in voriger Woche hat der König als Geschenk für die Armen von Nizza im Allgemeinen dem Vater die artige Summe von 1000 Francs einhändigen lassen. Unter den Wittkellern befanden sich jedoch bisher auch einzelne, die durch die Reiche ihrer Wünsche oder durch eine seltsame Naivität als wahre Curiositäten sich darstellen, und von denen wir u. A. zwei in ihren allgemeinen Zügen zu erwähnen ermächtigt sind. Da beschrieb ein durch unglückliche Speculationen in seinem Vermögen herabgekommener vornehmer Herr aus einem der nördlichen Departements von Frankreich, wie er von seinen Gläubigern gepeinigt werde und meinte: es müsse der Großmuth des Königs als willkommene Gelegenheit erscheinen, das Glück eines würdigen Mannes neu und dauernd begründen zu können; die Summe von 20,000 Francs werde hinreichen, ihn vollkommen zu sat-zu setzen! Ein anderer Wittkeller, ein Militär der königlich italienischen Armee, welcher seiner Gesundheit wegen sich hier aufhält, richtet ein langes, in seiner Muttersprache verfaßtes Gebitt an die Clomenza di Sua sagra reale maestà Luigi I di Baviera, und sät demselben ein Gebitt um Geldunterstützung bei. In dem Gebitt wird der König als „Rondinella pellegrina“, als Schwalbe angeredet, welche in ihre nordische Heimath zurückkehrt, und wird gebeten, dort überall rühmend „con note armoniose“ von den Thaten und Siegen der italienischen Heiden zu erzählen, von denen sie gehört oder deren Zeuge sie gewesen. Da heißt es unter Anderem naiv genug: „Sing, o Schwalbe, von den heißen Kämpfen bei Magenta und Solferino, wo das Joch der Deutschen, das so lange auf uns lag, für immer wir gekrochen. Sing, o Schwalbe, wie du sahst Sicilien und Neapel, Modena, Toscana lähn vertreiben ihre fremden Dränger und aus eine Saterland sich schließen. . . . Zieh in Frieden heim; und kehrt du wieder, sei versichert, daß du dann wirst sehen auf Benedigs und der hehren Roma Mauern unsere Tricolore wehen!“

Die Macht des Weibes.

Historische Novelle von Eugen Hermann.

(Fortsetzung.)

5.

Wir überspringen einen Zeitraum von einigen Monaten und versehen den Leser nach Wien.

Das Palais des Grafen Kyllowitsch-Rasumowski war festlich erleuchtet. Eine unabsehbare Reihe von Wagen hielt vor dem Portale, und dichtgedrängt standen die Zuschauer auf der Straße, um die eleganten Toiletten der hohen Aristokratie zu bewundern. Graf Rasumowski war der Gesandte Rußlands am Wiener Hofe lange Zeit gewesen, sein Haus galt für den Versammlungsort jener Mitglieder der stolzen Aristokratie Oesterreichs, die mit dem liberalen Regime, welches Graf Stadion eingeführt hatte, unzufrieden waren, und doch sah man heute unter den glänzenden Uniformen und Prachtcothimen der hohen Würdenträger und Magnaten auch das einfache bürgerliche Kleid; ein Zeichen, daß etwas Besonderes im Werke sein mußte, was die hohe Aristokratie veranlaßte, ihre Circles Männern ohne „Geburt“ zu öffnen.

„Das ist Friedrich Schlegel — das ist Geng,“ hörte man die Zuschauer vor dem Portale flüsternd, als zwei junge Männer in bürgerlicher Balltoilette aus einem bescheidenen Fiaker stiegen — „wie kommen die dort hinein!“

Der Wiener hatte wohl ein Recht, verwundert zu sein. Beide Männer waren als Literaten bekannt, und jeder Wiener kannte die tiefe Abneigung, die Kaiser Franz vor allen Federhelden hatte. Erzählte man sich doch, daß er geäußert habe: „Ein Militär werde nur Schriftsteller, der das Kanonensieber habe.“ Jetzt hatte sich Alles geändert. Der Polizeipräsident Baron Pagn fandte ermunternde Brieflein, sogar Ringe und Tabatieren im allerhöchsten Auftrage an die vorzüglichsten Literaten; man hatte einen Orden gestiftet für kriegerisches und bürgerliches Verdienst ohne Unterscheid der Geburt; Graf Stadion hatte den schönen Wahlspruch: „Der Mann für den Dienst, nicht der Dienst für den Mann“ offen bekannt.

Doch treten wir hinein in die pomphaft decorirten Säle.

Graf Rasumowski, der Sohn des riesigen Kosadenhetmans, der mit der Kaiserin Elisabeth vermählt gewesen, der stolze Russe verneigt sich tief vor dem Manne im einfachen bürgerlichen Rod. Ein scharfer Beobachter würde freilich gerade hierin etwas Demüthigendes für den Mann vor Verdienst finden, denn dort begrüßt den ungarischen Magnaten der Hofar mit einem Handdruck. Da naht wieder ein Mann im schwarzen Kleide, es ist ein polnischer Rod, den er trägt, das schwarze Auge sprüht Blitze und in stolzer, beinahe herausfordernder Haltung naht er dem Russe, der ihn noch stolzer empfängt.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Glave Kolbielski.“ Der Pole neigt leise den Kopf und ein Rächeln flücht über seine Lippe, als wisse er, wie schwer dem Grafen dieser freundschaftliche Gruß geworden.

Es ist ein schweres Opfer, das der stolze Russe bringt, allen Denen freundschaftliche Worte zu sagen, die er mit Widerwillen empfängt, aber es gilt, alle Kräfte zu vereinen, um den großen Zweck zu erreichen.

In einem kleinen Salon, der hart an den Ballsaal stößt, hat eine Dame auf dem Sopha Platz genommen. Es sieht aus, als wolle sie das Geräusch des Saales fliehen, aber es haben sich so viele Verehrer zu ihr gefunden, daß der Mann fast zu klein ist für alle Diejenigen, die ihr huldigen wollen. Die ärgste Koketterie hätte kein besseres Mittel erfinden können, den Triumph zu feiern, daß bei einem Feste, wo die stolzesten Schönheiten Wiens versammelt, es Einer gelungen, sich einen kleinen Hof zu bilden. Und wenn es ihr Zweck gewesen war, Neid zu erregen, so ist ihr dies gelungen; fast jede Dame, die das Zimmer passirt, wirft einen Blick auf das Sopha und den Kreis, der hier versammelt, und jede schreiet hier mit einem geheimnißvollen Rächeln vorüber, welches Sachkenner für den boshaftesten Ausdruck weiblicher Eifersucht erklären würden.

Die Dame ist schön und man sieht es ihren Augen, ihrem Rächeln an, daß sie es weiß, wie verführerisch ihre Blicke bezaubern. Die schwarzdunkle Locke spielt mit dem schneeweißen Nacken und dem schwellenden Busen, der nur so weit verhillt, daß man das süße Räthsel eben entziffern kann. Ihre Blicke sind dreist, herausfordernd, triumphirend, als errathe sie das süße Wort der Huldigung und gestalte es nur, wo ihr Rächeln dazu ermuntert.

Ein schmachtiger, bartloser junger Mann, dessen Züge und Haltung den Aristokraten ahnen lassen, plaudert mit ihr in einem Französisch mit sehr ausgeprägtem englischen Accent.

„Ihr Schatzling scheint Sie im Stich gelassen zu haben, Mylord,“ sagt sie, während ihr Blick im Zimmer umherschweift, „ich sehe nur unsere alten Bekannten.“

„Der junge Mann ist jedenfalls schon im Saal und sucht mich dort.“

„So holen Sie ihn doch, Mylord, ich bin neugierig, diesen Niesen zu sehen, dessen Name unaussprechlich ist.“

Der Lord erhob sich und sogleich war sein Platz von einem andern Herrn besetzt.

„Fürst,“ redet sie diesen an, „haben sie Nachrichten von Ernt?“

„Nicht die besten, schöne Marquise. Der Erzsanftmann des weitaud heiligen römischen Reiches hat durch den Grafen Goltz das Abkommen mit Napoleon unterzeichnet, wonach Preußen sich unterwirft.“

„Das freut mich herzlich.“

„Das freut Sie?“

„Gewiß. Nun ist der unermüdbliche und unerschöpfliche Stein gezwungen, abzutreten.“

„Ich verstehe nicht, wie diese traurige Nothwendigkeit Sie erfreuen kann!“

„Lieber Fürst, Sie sind Staatsmann von Fach, aber von der Politik verstehen Sie nichts. Die Entlassung Steins wird in ganz Preußen böses Blut machen und das wird uns mehr helfen, als eine Kriegserklärung des Königs. Aber dort steht ihre Frau in der Thüre und scheint Sie zu erwarten. Fürst, sagen Sie ihr, daß ich sie nicht mehr um ihren Gatten beneide.“

„Sie sind grausam!“ bemerkte der Fürst erröthend, während die anderen Herren lachten, und er erhob sich so rasch, daß die Marquise nicht umhin konnte, ihn lachend zu fragen, ob die Fürstin wirklich so strenge sei, als das Gerücht es besage.

„Sie hat mehr Ursache dazu, als Sie glauben,“ antwortete statt des Fürsten ein älterer Herr, der so eben herankam und ohne jede Förmlichkeit neben der Marquise Platz nahm.

„Und warum das, mein Prinz?“

„Sie muß strenge sein, damit er gar keine Entgegnung macht. Er könnte sonst sagen: Du hast Andre ausspielt.“

„Bravo,“ lachte die Marquise über die Anspielung auf das Gerücht, die Fürstin D. zeichne den französischen Botschafter Andreossi aus, „Prince de Ligne, vous êtes vraiment adorable. Wenn Sie zwanzig Jahre jünger wären, Sie wären mir gefährlich.“

„Marquise, für diese Bosheit fordere ich Genugthuung unter vier Augen.“

Während er noch sprach, kehrte der Lord zurück, geleitet von Robert, denn dieser war es, den er der Marquise vorzustellen versprochen.

„Lieber Herr Brad,“ sagte er flüsternd zu seinem Begleiter, der um einige Zoll die Anwesenden überragte, „begegnet Sie der Marquise so dreist als möglich, machen Sie ihr den Hof, sie nimmt Galanterien nicht abel, und wenn es Ihnen irgend möglich ist, so erobern Sie ihr falsches Herz.“

„Das ist wirklich ein Niese, aber ein schöner Mann,“ sagte die Marquise zum Fürsten Ligne, als sie Robert in diesem Augenblicke bemerkte.

„Wer ist das?“

„Ein Herr, der dem Lord Bathurst Briefe vom Grafen Götzen gebracht und ganz besonders empfohlen ist. Oberst Ducey erzählte viel Nüchternes von ihm.“

Während sie noch sprach, war es dem Lord gelungen, den Kreis zu durchbrechen, der das Sopha umgab.

Herr Brad,“ stellte er Robert der Marquise vor.

Robert verneigte sich erröthend, er bemerkte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, aber er sah auch, daß von allen diesen Augen kein einziges ihn so zu verwirren vermochte,

als das Auge der Marquise, und doch stand er vor den ersten Würdenträgern des Kaiserreichs, und die Marquise war nur eine Frau, von der ihm der Lord gesagt: Man duldet sie in der vornehmen Gesellschaft nur, weil ihr Einfluss ungeheurer ist und weil man sie fürchtet.

„Wie ist das zu verstehen?“ hatte er darauf gefragt und der Lord hatte ihm erzählt, daß die Marquise, von Napoleon persönlich beleidigt, diesem einen unverdächtiglichen Haß geschworen und ihre Eroberungen dazu benutzte, ihm erbitterte Feinde zu schaffen. „Die angesehensten Größen, die bedeutendsten Staatsmänner,“ sagte er, „schmachten in ihren Neigen, alle Fäden der großen Verschwörung gehen durch ihre Hand, und dennoch kann man ihr nicht völlig trauen, denn Niemand kann sich rühmen, in ihr Herz geschaut zu haben.“

„Also eine Kokette!“
„Ja, aber die verlockendste Zauberin, die ich je gesehen. Man verzeiht ihr Alles. Lassen Sie sich also umgarnen, aber seien Sie auf Ihrer Hut.“

„Ich bin gewappnet,“ dachte Robert, und sein Herz flüsterte den Namen Adele. Als er aber jetzt das schöne läppige, in allen Reizen prangende Weib sah und bemerkte, daß ihr Blick sich an seiner Verwirrung weidete, da fühlte er ein Feuer durch seine Adern lodern, als wolle es ihn verzehren.

„Ich werde mich freuen, Sie bei mir zu sehen,“ sagte die Marquise, seinen Gruß durch ein leises Neigen des Kopfes erwidern und dann, als wäre er abgefertigt, wandte sie sich wieder zum Fürsten Diane.

Robert, der die Sitten der vornehmen Welt nicht kannte, blies wie angewurzelt stehen, anstatt sich zurückzuziehen. Die Krise wenn auch freundliche Art der Marquise erschien ihm verlegend. Die vornehmen Herren sahen ihn lächelnd an, er wurde roth, seine Kniegestalt stand nie ein Pfeiler mitten in dem Kreise, er fühlte, daß er im Wege sei und wußte nicht, wie er hinauskommen sollte, bis endlich der Lord seine Verwirrung bemerkte und; indem er einige Worte an ihn richtete, ihm Gelegenheit gab, zurückzutreten.

Die peinliche Scene hatte nur wenige Sekunden gedauert, doch Robert erschien sie eine Ewigkeit. Das Lächeln der anderen Herren verletzte ihn, aber er schloß sich auch gekränkt, als er die Marquise den Mund verziehen sah, als amüßte sie sich über ihn, und sein Argwohn wurde noch erhöht, da er den Fürsten Diane hell auslachen hörte über einige Worte, die ihm die Marquise zuzüßerte.

Nichts berührt das Gefühl eines Mannes empfindlicher, als wenn er sich verspottet sieht, wo er wider seinen Willen Interesse fühlte. Robert hatte in diesem Augenblicke die Marquise und hätte viel darum gegeben, ihr diesen Haß zu bezeugen.

„Jetzt will ich Sie noch mit Kolbielsti bekannt machen,“ sagte Bathurst, indem er ihn aus dem Kreise führte, da sah er Robert plötzlich die Farbe wechseln und in die Ecke des Zimmers treten.

Eine Dame rauchte durch das Boudoir, ihr Blick war nach dem Sopha gerichtet, Robert stand am Fenster, er athmete auf, als er sah, daß sie ihn nicht bemerkt hatte.

Die Dame, deren Anblick ihn also erschreckt, war Fräulein Adelade von Vermitz.

„Was haben Sie?“ fragte Bathurst. „Kennen Sie die Dame?“

„Nein — ich täuschte mich,“ — antwortete er, noch immer seiner Ueberraschung nicht Herr werdend.

Lord Bathurst lächelte; er mochte sich die Verwirrung des jungen Mannes auf sehr natürliche Weise erklären.

Als der Lord eine Stunde später — Robert hatte unter einem Vorwande das Fest verlassen — sich der Marquise wieder näherte, fragte sie nach seinem Schicksal.

„Der Bruch ist schon nach Hause gegangen,“ lautete die Antwort.

Die Marquise schien alles Andere erwartet zu haben, als zu hören, daß der junge Mann, auf den sie einen lebhaften Eindruck gemacht, ohne sich ihr noch einmal zu nähern, die Salons verlassen habe.

„Der Bruch hat trotz seiner Blüdigkeit, etwas Vornehmer in seinem Wesen,“ bemerkte sie in fragendem Tone, als erwarre sie, etwas Näheres über ihn zu hören.

„Graf Bögen deutet an, daß er einen falschen Namen führt. Er ist vermuthlich, wie so viele Andere unserer vertrauten Agenten, von irgend einem französischen Kriegsgeächtet geächtet.“

„Und Sie wissen seinen wahren Namen nicht?“
„Mir gilt der Mann, nicht der Name.“

Die Marquise zuckte leise die Achseln und erhob sich, um in den Ballsaal zu gehen.
(Fortsetzung folgt.)

Theater. Schauspielhaus: Donnerstag: Die Compromittirten. Die Diensthöfen. — Friedrich-Wilhelmstadt. Donnerstag: Die schönen Weiber von Georgien. Nur nicht romantisch. Freitag: Frauenfreundschaft. Das schöne Geschlecht. Der gute Papa. Schemals. Die Nymphe im Bade. — Victoria. Donnerstag: Ein Lustspiel. Freitag: Ball. — Wallner. Donnerstag: Ein verarmter Edelmann. Freitag: Kretzi und Plethi. — Wollersdorff. Donnerstag: Das verlorene Paradies. Haus Haase. Freitag: Das verlorene Paradies. Esen werden im Himmel geschlossen.

Circus Renz.
Friedrichstr. 111 a.
Donnerstag, den 25. Januar 1866.
Ausserordentliche Gala-Vorstellung, in welcher sämtliche Künstler in den glänzendsten Costümen erscheinen werden. Parodie der Gebr. Davenport, oder: Amerikanischer Humbug, welcher modernen Schwindel jetzt in den verschiedenen Theatern zu Paris bei vielen Beifall aufgeführt wird, von den Herren Bapt. Voisset, Kieß, Alphonso und de Passi ausgeführt. Elbdary, Schulpferd, geritten von E. Renz. Atlas, in Freiheit dreifacher Schimmelhengst, vorgeführt von E. Renz. — Der freiwillige Mexikaner vom jungen Ernst Renz. — Bijou, kleiner schottischer Jüngling, vorgeführt von dem Komiker Herrn Wittoyne. Der subtile Esel Rigolo, vom Komiker Herrn Mariani vorgeführt. Die Kömerinnen, großes Mädel, in neuen Costümen von 12 Damen geritten. Der köpfbändige Herr Sohn! Bathy Cooper wird sich mit meinen, von ihm dreifachen Löwen in einem prachtvollen Wagenmäßig produciren.
Anfang 7 Uhr. Ende nach 9 Uhr.
Morgen: Vorstellung.
Sonntag, den 28. Januar: Drei Vorstellungen, von denen die erste um 4 Uhr und die zweite um 7 Uhr beginnt. In der ersten Vorstellung wird hauptsächlich für das Amusement der Kinder gesorgt und kommen unter Andern: Parodie der Gebr. Davenport, oder: Amerikanischer Humbug, und Produktionen des Herrn Bathy Cooper mit den 6 dreifachen Löwen zur Aufführung.
Ernst Renz, Direktor.

Industrie-Ausstellung
1. Georgenstraße 7,
geöffnet von 9-5 Uhr Nachmittags, Sonntage von 11-2 Uhr.
Sämmtliche Gegenstände sind zu Fabrikpreisen veräußlich.

Die letzten Vorträge des Prof. B. Haffert u. Experimenten durch d. stärkste Hydro-Drygen-Mikroskop von heute bis Sonntag im Polytechnischen Museum, Friedrichstraße 225. Heute Donnerstag: Bau der Blume, Befruchtung u. merkwürdige Thiergestalten der Drüsen. Freitag: Der Mensch durch das Mikroskop betrachtet. Stoffwechsel, Lebensprozess u. jeden Abend lebende Wasserthiere, Trichinen u. Die verschiedensten Maschinen-Modelle des Museums in Thätigkeit.
Rassen-Eröffnung 6 Uhr. Anfang des Vortrags 7 Uhr. Entree 10 Sgr.

GERMANIA.
Lebens-Versicherungs-Aktion-Gesellschaft zu Stettin.
Grand-Capital: Drei Millionen Thaler Pr. C.
Sub-Direction der „Germania“:
Berlin, Friedrichs-Strasse No. 165.
Geschäfts-Abrechnung des Jahres
1. Jan. 1865 bis 1. Jan. 1866.

Monat	Zahl der Anträge	Versicherungssumme
Januar	2939	1,922,176.
Februar	2936	1,546,466.
März	3396	1,750,777.
April	3290	1,603,204.
Mai	3815	1,707,526.
Juni	3402	1,684,762.
Juli	3590	1,562,375.
August	3552	1,739,516.
September	3516	1,601,355.
October	2846	1,513,308.
November	3057	1,514,189.
December	2653	1,506,162.

In Summa 38,932 Thlr. 19,652,216.
Berlin, den 31. December. 1865.
Die Sub-Direction der „Germania“
Herrmann Geber.

Trop oder Daubiz?
Prüfet Alles und das Beste behaltet!

Neuer Berliner Gesundheits-Liqueur
von Emil Trotz,
Königlich Preuss. u. Kaiserlich Russ. Apotheker I. Klasse.
Bereitet aus frischen Gebirgs-Kräutern in der Berliner Liqueur-Fabrik von W. O. Meinhard.
Im General-Depot von E. von Walkowski in Berlin.
208. Friedrichs-Strasse 208.

Gewichtiger Ausspruch eines Fachmannes.
Es steht bereits fest, daß sich nach dem mäßigen Genuße des „Neuen Berliner Gesundheits-Liqueurs“ die mit Herzpalpitationen verbundenen leichten nervösen Störungen verlieren, resp. wenn sie noch nicht überhand genommen, vermindern; ebenso steht es bereits fest, daß ein einziges Glaschen dieses erwärmenden und die Magensecretion anregenden Liqueurs hinreichend ist, die nachtheilichste Wirkung zu erzielen und es nicht mehr eines elektrisirenden, dem Darmkanal allmählich außer Function setzenden abführenden Abführungsmittele bedarf, um kleine körperliche Beschwerden und Leiden schnell zu beseitigen.
Beweise von der Vorzüglichkeit des „Neuen Berliner Gesundheits-Liqueurs.“
Es giebt nämlich nichts Ausgezeichneteres als den Neuen Berliner Gesundheits-Liqueur. Ich litt seit Jahren an Brustkrämpfen mit Auswurf. Nachdem ich den Liqueur gebraucht, bin ich von diesem schrecklichen Leiden ganz befreit.
London, den 26. December 1865.
Merry Schmid.
Der Neue Berliner Gesundheits-Liqueur hat mir bei meinem Blutanfall zum Kopfe vortrefflich geholfen. Derselbe schmeckt sehr gut und kann jedem ähnlich Leidenden empfohlen werden.
Gumbinnen, den 16. Januar 1866.
Bernker, Stud. phil.

Necht amerikanische Familien-Näh-Maschinen
der
Singer Manufacturing-Company in New-York.

Diese Gradnadel-Doppelschritt-Maschine mit den neuesten Verbesserungen und dem Kettenstich-Apparat versehen, liefert Alles, was der Haushalt und die Desonomie irgend nur an Näharbeit bietet. Jeder Stoff ist mit jedem Faden darauf zu nähen und wird garantiert, daß diese Maschinen von keinem andern Fabricate erreicht, geschweige übertraffen werden. Um allen Anforderungen der Bequemlichkeit und der Eleganz zu genügen, ist die Familien-Nähmaschine in 15 verschiedenen Ausstattungen vorhanden. Maschinen für Sattler, Wagen- und Pferdegeschirr-Fabricanten u. sind mit praktischen Vorrichtungen versehen, stets auf Lager.
Garantie 1 Jahr. Unterricht gratis.
Berlin, Mohrenstraße 37a.

W. Jähner,
General-Agent für Preußen.

FRISTER & ROSSMANN'S
NÄH-MASCHINEN
BERLIN.

Necht deutsche Wheeler und Wilson Nähmaschinen
für Familiengebrauch
auf sein polirtem Nubbaum-Eis, mit Verschraubungen u. Glasdrückern, zum Schürrennähen u. Contachenaufnähen incl. Nadeln, so wie sämmtlicher Hilfsvorrichtungen, Säumer, Kapper, Contachener, Contachenthaler, Kränzlapparat, Mattir-Lincol u. s. w., mit Verpackung 50 Thlr. Wieder-vertäufern bedeutenden Rabatt. Zeichnungen franco.
Berlin, Markgrafenstraße 37a,
Frister u. Rossmann.

Ein seit längerer Zeit bestehendes Papier-, Schreibmaterialien- u. Contobücher-Geschäft in der lebhaftesten Straße von Berlin gelegen, ist Umstände halber sofort zu verkaufen.
Auskunft erteilt:
E. Salomon, Königsstraße 13.

Volks-Anwalts-Bureau
Spandauerstr. 2.
Syphilis, Weißfluh, Rheumatismus, u. schnell geh. Alexandrinstr. 57. 1. Et. links, v. M. 8 b. Ab. 8.
Für Syphilis: Dr. Meyer, Adalbertstrasse 40.

Math und Hülfe für Diejenigen, welche an Gesichtsschwäche leiden, und namentlich durch angestregtes Studiren u. angreifende Arbeit den Augen geschadet haben.

Seit meinen Jugendjahren hatte auch ich die leidige Gewohnheit, die Stille der Nacht wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Sowohl hierdurch, als durch viele angreifende optische und feine mathematische Ausführungen war meine Sehkraft so sehr geschwächt, daß ich um so mehr den völli-gen Verlust derselben befürchten mußte, da sich eine fortwährende entzündliche Disposition eingestellt hatte, welche mehrjährigen Berordnungen der geschicktesten Aerzte nicht weichen wollte. Unter diesen betrübenden Umständen gelang es mir, ein Mittel zu finden, welches ich nun schon seit 40 Jahren mit dem ausgezeichnetsten Erfolge gebrauche. Es hat nicht allein jene fortdauernde Entzündung vollständig beseitigt, sondern auch meinen Augen die volle Schärfe und Kraft wiedergegeben, so daß ich jetzt, wo ich das 75ste Lebensjahr anrete, ohne Brille die feinste Schrift lese und mich, wie in meiner Jugend, noch der vollkommensten Sehkraft erfreue. Diefelbe günstige Erfahrung habe ich auch bei Andern gemacht, unter welchen sich Mehrere befinden, welche früher selbst mit den schärfsten Brillen bewaffnet, ihren Geschäften kaum noch vorzuziehen vermochten. Sie haben bei beharrlichem Gebrauche dieses Mittels die Brille hinweggeworfen, und die frühere natürliche Schärfe ihres Gesichts wieder erlangt. Dieses Waschmittel ist eine wohltuende Essenz, deren Bestandtheile die Fenchel- und Pfefferminze sind, und die stärksten noch metallische oder sonstige schädliche Bestandtheile. Die Bereitung der Essenz erfordert indesten eine verwickelte chemische Behandlung, und ich bemerke daher, daß ich dieselbe seit längerer Zeit in vorzüglicher Güte von dem hiesigen Chemiker, Herrn Apotheker Geiß, beziehe; derselbe liefert die Flasche für einen Thaler, und ist gern erbödig, dieselbe nebst Gebrauchs-Anweisung auch auswärts zu versenden. Ich rathe daher den Leidenden, die Essenz von hier zu beziehen, indem eine solche Flasche auf lange Zeit zum Gebrauche zureicht, da nur etwas Weniges, mit Flußwasser gemischt, eine milchartige Flüssigkeit bildet, womit Morgens und Abends, wie auch nach angreifenden Arbeiten, die Umgebung des Auges befeuchtet wird. Die Wirkung ist höchst wohltuend und erquickend, und erhält und befördert zugleich die Frische der Hautfarbe.

Es wird mich freuen, wenn vorzüglich denen dadurch geholfen wird, welche bei dem rastlosen Streben nach dem Lichte der Wahrheit oft das eigene Licht ihrer Augen gefährden und einbüßen müssen. Diefelbe kann auch durch den Gebrauch dieses Mittels das Leiden in der jungen Welt so sehr zu Mode gekommene entstellende Brillenträger vermindert werden, da dieses in den meisten Fällen die Augen mehr verbirgt als verbessert. Brillen können nur einer schlechteren Organisation des Auges zu Hülfe kommen, aber nie gesunde oder geschwächte Augen stärken und verbessern.

Aken, a. d. Elbe.
Dr. Romershausen.